

Sex – Liebe – Leidenschaft

*Eine Auseinandersetzung mit Eva Illouzs Analyse
spätmoderner Beziehungsformen*

Isolde Karle

Abstract:

In her analysis of late modern relationship patterns, the Israeli sociologist Eva Illouz found a new emotional imbalance between men and women. Continuing her considerations, the author of this essay searches for ways to improve life and social relations avoiding both an under- and overestimation of sexuality.

I. Zur Situation

Das gesellschaftliche Klima bezüglich Sexualität hat sich in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend gewandelt. Nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts, dass Partner in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft nicht nur ein leibliches Kind ihres Partners adoptieren dürfen, sondern auch eines, das ihr Partner selbst adoptiert hat (Sukzessivadoption), sieht sich selbst die derzeitige konservative Bundesregierung herausgefordert, ernsthaft über die völlige Gleichstellung von homosexueller und heterosexueller Partnerschaft nachzudenken und der homosexuellen Lebenspartner-

53. Vgl. American Psychological Association, *Appropriate therapeutic responses to sexual orientation*, Washington D.C. 2009; Deutscher Bundestag, Wissenschaftlicher Dienst, *Verbot von Therapien zur Behandlung von Homosexualität*, WD 9–3000–126/12, 24. 10. 2012, *Verfassungsmäßigkeit eines Verbotes von Therapien zur Behandlung der Homosexualität*, WD 3–3000–301/12, 03. 12. 2012; Hessischer Landtag, Drucksache 18/6287, 29. 11. 2012; Deutscher Bundestag, *Entwurf eines Gesetzes zur Ahndung von Therapien mit dem Ziel der Änderung der sexuellen Orientierung bei Minderjährigen*, Drucksache 17/12849, 20. 03. 2013. – Texte, die später als März 2013 erschienen sind, sind im hier vorliegenden Aufsatz nicht mehr erfasst.

schaft das Prädikat »Ehe« zuzuerkennen.¹ Dies ist ein Beispiel von vielen für die erheblichen kulturellen Verschiebungen, die sich auf dem Feld der Sexualität in den letzten Jahrzehnten ergeben haben. Für die moderne Gesellschaft bildet der feste Verweisungszusammenhang von unkündbarer Ehe, monogamer ehelicher Sexualität, freiwilliger Liebe, der Erziehung von Kindern, dauerhaftem Zusammenleben an einem Ort und gemeinsamem Wirtschaften mit geschlechtsdifferenzierter Arbeitsteilung keine Selbstverständlichkeit mehr. Liebe ist ohne Ehe zu haben, Ehe wiederum ohne Kinder und umgekehrt: Kinder sind auch ohne Ehe gemeinsam oder allein zu erziehen. Der Familiensoziologe Hartmann Tyrell spricht deshalb von einer Deinstitutionalisierung von Familie und Ehe. Damit ist nicht die Auflösung oder der Abbau, lediglich die Reduktion des Institutionellen, insbesondere im Hinblick auf die Ehe, gemeint: Ehe und Familie haben ihre Monopolstellung verloren. Nicht wenige Ehen scheitern. Zugleich haben sich viele andere Lebensformen fest etabliert. »Innerhalb weniger Jahrzehnte ist das Sozialklima von erheblicher Intoleranz gegen Abweichungen von Ehemoral und Familiensittlichkeit in weitgehende Permissivität umgeschlagen.«²

Die evangelische Kirche hat mit ihrer Denkschrift zur Sexualethik von 1971 schon relativ früh auf die »sexuelle Revolution« der 1960er Jahre reagiert und damals im Unterschied zur römisch-katholischen Kirche betont, dass Sexualität auch unabhängig von ihrer Reproduktionsfunktion zu sehen ist³ und ihren Sinn als Schöpfungsgabe Gottes zunächst einmal darin hat, eine Beziehung zwischen zwei Menschen zu vertiefen und zu beglücken. Doch immer noch ringen verschiedene Landeskirchen – wie auch die Politik – mit dem Ehe- und Familienbegriff: Ist der Familienbegriff der traditionellen Kernfamilie vorbehalten oder ist Familie prinzipiell ein Sozialgebilde, in dem Kinder erzogen oder/und Eltern gepflegt werden, unabhängig von ehelicher, nichtehelicher oder auch homosexueller Partnerschaft? Es zeichnet die evangelische Kirche aus, dass sie sich mit diesen Fragen auseinandersetzt und sich der kontroversen und emotional anstrengenden Diskussion über Liebe, Sexualität und Familie stellt,⁴ auch wenn die Mehrheiten in den Synoden für eine Revision der Lebensführungsnormen zuweilen nur mühsam zustande kommen und die Diskussionsprozesse mehr Zeit beanspruchen, als dies insbesondere den hochindividualisierten großstädtischen Zeitgenossen, aber auch so manchen lesbischen Pfarrerrinnen und schwulen Pfarrern angemessen erscheinen mag. Im Zentrum der kirchlichen Debatten steht die Frage, ob sich die Kirche bei der Lebensformenfrage lediglich dem »Zeitgeist« anpasst oder ob und inwiefern es ihrer Botschaft zutiefst entspricht, die Praxis von Sexualität und Liebe von den Fesseln der neuzeitlich-bürgerlichen Geschlechtermetaphysik zu befreien, Sexualität und Körperlichkeit positiver zu würdigen und dabei

1. Gemäß des Urteils des Bundesverfassungsgerichts vom 06.06.2013 beschloss der Deutsche Bundestag am 27.06.2013 ein Gesetz zur Änderung des Einkommenssteuergesetzes, das Homosexuelle, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, steuerlich mit Verheirateten gleichstellt (Ehegattensplitting).
2. H. Tyrell, Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau (Hg.), Die »postmoderne« Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz ²1990, 145–156: 154.
3. Siehe dazu den Beitrag von *Siegfried Keil* in diesem Heft, der zugleich auf die vielen Defizite und Fehleinschätzungen hinweist, die aus heutiger Sicht an der über 40 Jahre alten Denkschrift zu erkennen sind.
4. Vgl. hierzu die soeben erschienene Orientierungshilfe des Rates der EKD »Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken«, Gütersloh 2013.

zu einer differenzierten sozialetischen Neuorientierung zu gelangen.⁵ Es stellt sich die Frage, welche Normen für ein gelingendes Zusammenleben jenseits der Unterscheidung Hetero-/Homosexualität, von ehelicher oder nicht-ehelicher Lebensgemeinschaft in Anschlag zu bringen sind. Da in den Medien zuweilen vollmundig das Ende der Monogamie verkündet und polyamore Beziehungsformen proklamiert werden und das Beziehungsideal der Treue, in dem Liebe und Sexualität miteinander gekoppelt sind, grundsätzlich als Illusion, als Lüge und als veraltete Vorstellung, die Partnerschaften nur zerstöre, betrachtet wird,⁶ stellt sich diese Frage in der seelsorgerlichen Praxis, im Kontext der kirchlichen Trauung, aber auch in Bildungsprozessen in Schule und Konfirmandenunterricht unmittelbar.

Es mag in diesem Zusammenhang hilfreich sein, sich mit der bekannten und vielfach ausgezeichneten israelischen Soziologin Eva Illouz auseinanderzusetzen. Eva Illouz hat sich in den letzten Jahren intensiv mit der Frage befasst, wie gesellschaftliche Einflüsse unsere Emotionen und Beziehungen beeinflussen und »imprägnieren«. Sie zeigt, wie die romantische Liebe immer stärker in Abhängigkeit von der kapitalistischen Konsumkultur geraten ist. Ihr neuestes Buch »Warum Liebe weh tut«⁷ erläutert dabei instruktiv, wie sich die Bedingungen der Partnerwahl innerhalb der Moderne verändert haben und was das jeweils für Männer und Frauen und ihre Wahrnehmungs- und Gefühlsmuster bedeutet. Ich werde die Hauptthesen ihres Buches im Folgenden entfalten, mit eigenen Forschungsergebnissen anreichern und diskutieren und am Ende praktisch-theologische Konsequenzen daraus ziehen.

II. Von Jane Austen bis zur Gegenwart: Verschiebungen in der romantischen Liebe

Die romantische Liebe wird gegenwärtig aufgrund ihres mangelnden Realitätssinns viel gescholten und für das vielfache Scheitern der Liebesehe verantwortlich gemacht. Eva Illouz führt anhand der Welt von Jane Austen vor Augen, dass die Romantik selbst – jedenfalls in der Form, in der wir sie in Jane Austens Werk vorfinden – durchaus realistische Liebesbeziehungen imaginierte, die nicht ohne Verstand, feinsinnigen Humor und damit der Fähigkeit zur Selbstdistanz zu denken waren. Sie ist damit gänzlich anderer Natur als die »romantische Liebe«, die uns in den Verfilmungen von Rosamunde-Pilcher-Romanen begegnet.

Die Liebe, die Jane Austen in ihren Romanen entfaltet, ist keine Liebe auf den ersten Blick, sondern setzt wachsende Vertrautheit voraus. »Weil sie vom Charakter abhängig ist, ist die Liebe kein eruptives Ereignis, eher ein kumulatives, eines der *longue durée*.«⁸ In Jane Austens Roman »Emma« ist die Beziehung zwischen Emma und dem älteren Mr. Knightley ein Beispiel dafür. Beide kennen sich seit vielen Jahren, bevor es zu einer Liebesbeziehung kommt. Dabei fällt auf, dass bei Jane Austen

5. Siehe dazu I. Karle, »Da ist nicht mehr Mann noch Frau ...«. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006: 237 ff.

6. Vgl. zu diesen Thesen z. B. die Journalistin M. Binswanger. Sie plädiert für Untreue, weil diese der menschlichen Natur entspreche, vgl. <http://www.zeit.de/2012/13/CH-Monogamie>, 27.03.2012 (zuletzt abgerufen am 15.03.2013).

7. E. Illouz, Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, Berlin 2011.

8. Illouz, Warum Liebe weh tut, 50. Im Folgenden werden bei Bezugnahme auf das Buch die Seitenzahlen im laufenden Text in Klammern angegeben.

die »romantische Liebe« keineswegs impliziert, die geliebte Person hoffnungslos zu idealisieren und zu verklären. Im Gegenteil: Mr. Knightley liebt Emma uneingeschränkt, obwohl er ihre Fehler klar sieht. Umgekehrt kann Emma souverän mit der Kritik an ihrer Person umgehen, weil sie mit Knightley einen Moralkodex teilt, der beide transzendiert.

Die Partnersuche war im 19. Jahrhundert von einer Vielzahl unsichtbarer Regeln strukturiert. Dabei oblag es dem Mann, die Gefühle der Frau auszulösen. Das heißt zugleich: Die Gefühle folgten auf Handlungen und Erklärungen, sie bildeten nicht zwangsläufig deren Voraussetzung. Gefühle wurden in der Regel erst durch Handlungen ausgelöst. Eva Illouz kommentiert: »In gewissem Sinne werden unsere Gefühle immer durch die Gefühle anderer ausgelöst.« (61) Die ritualisierten Verhaltensmuster dienten zugleich als Schutz der Gefühle: Gefühle wurden erst dann preisgegeben, wenn alle Schritte der Liebeswerbung durchlaufen waren und aufgrund der vielen verbalen und non-verbalen Zeichen auch eine Akzeptanz als wahrscheinlich gelten konnte. In Jane Austens Welt können sich Liebe und Vernunft wechselseitig verstärken. Es geht bei der Partnerwahl insofern nicht nur um die Frage von Gefühlen, sondern um die Frage, was jemand tun und wer er oder sie sein soll und will – oder in Jane Austens Diktion: Es geht um »Charakter«.

»Dieses Regime steht im Gegensatz zu einem Regime emotionaler Authentizität, von dem die modernen Beziehungen durchdrungen sind.« (62 f.) Denn das Regime emotionaler Authentizität geht davon aus, dass es eine emotionale Ontologie gibt, die dem Ausdruck von Gefühlen vorausgeht. Liebe wird damit als etwas ganz Innerliches, vermeintlich von kulturellen Einflussfaktoren Unabhängiges vorgestellt. An die Stelle ritueller Regeln tritt die intensive Selbstprüfung (»liebe ich ihn/sie wirklich«?) oder auch »die Liebe auf den ersten Blick«. Paradoxerweise macht jedoch gerade diese Verschiebung weg von der öffentlichen Welt der Rituale und Rollen hin zur Innerlichkeit des Selbst die Akteure der spätmodernen Liebesbeziehung besonders abhängig vom bewundernden Blick des bzw. der anderen. Gefühle stellen sich nicht mehr als Folge von sozialen Mechanismen im Kontext fein austarierter Rollen und Verhaltensmuster ein, sie müssen vielmehr ständig neu von innen heraus erzeugt und bestätigt werden. Die auf emotionaler Authentizität beruhende Ehe oder Partnerschaft »lebt von dem Versuch, zwei unabhängige emotionale Identitäten unter einen Hut und in Einklang zu bringen, und muß unentwegt die emotionalen Umstände und Gründe, aus denen man überhaupt zusammenfand, erzeugen« (78). Das Selbstwertgefühl gründet nicht mehr – wie bei Jane Austen – in einer gemeinsam geteilten überindividuellen Moral oder in »Charakter«, sondern wird vom Anderen verliehen. Es lebt von der Resonanz, die jemand erzeugt bzw. findet und ist damit äußerst fragil.

Der Vergleich mit dem 19. Jahrhundert zeigt, dass sich die Bedingungen, unter denen Liebesentscheidungen getroffen werden, signifikant verändert haben. Das betrifft auch das Selbstverständnis der Geschlechter. Im 18. und 19. Jahrhundert mussten Frauen ihre sexuellen Wünsche und Gefühle zurückhaltender zum Ausdruck bringen als Männer. Die Frau hatte sich sexuell reserviert zu zeigen. Dies steht auch und vor allem damit in Zusammenhang, dass sich im Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts die Vorstellung von der tugendhaften, sexuell enthaltsamen Frau durchsetzte, während Frauen in der Vormoderne ein deutlich stärkeres Interesse an sexueller Lust zugeschrieben worden war. Dadurch wurden die Frauen zwar um ihre Sexualität gebracht, doch zugleich, darauf weist Eva Illouz hin, war die neue Zu-

schreibung auch eine Quelle von Macht und Selbstachtung für sie. Die Männer mussten beim Liebeswerben aktiver sein und sich stärker exponieren. Eine Frau hingegen offenbarte ihre Gefühle erst, wenn ihr ein Antrag gemacht worden war. Männer waren bei diesem Vorgang die Verletzlicheren: »Sie mussten ihre Inbrunst und die Stärke ihres Gefühls unter Beweis stellen, zugleich aber eine gewisse Selbstkontrolle walten lassen, um im Falle einer Zurückweisung nicht zu ungeschützt zu sein.« (124) In dieser Welt war es für einen Mann üblich, sein Herz zu offenbaren und intensive Gefühle zu kommunizieren. Bindung war für einen Mann kein Problem, ganz im Gegenteil: »Entschiedenheit und Zielstrebigkeit waren männliche Qualitäten« (125). Prinzipiell definierte sich Männlichkeit »im Bürgertum des 19. Jahrhunderts über das Vermögen, starke Gefühle zu empfinden und zum Ausdruck zu bringen, Versprechen zu machen und zu halten sowie sich zielstrebig und entschlossen an jemanden zu binden« (126).

Dieses Bild von Männlichkeit unterscheidet sich signifikant von dem Bild von Männlichkeit im 20. und 21. Jahrhundert. Die Menschen heiraten heute später, viele gar nicht und es entstehen neue Beziehungsformen mit nichtmonogamen Verhaltensmustern, die die Exklusivität einer Liebesbeziehung – ein traditionelles Bindungsmerkmal – in Frage stellen und durch losere Beziehungsformen ablösen. Die traditionellen Bindungsmuster haben sich gewandelt. Das betrifft zwar sowohl Männer als auch Frauen, aber am verbreitetsten ist die Bindungsangst unter Männern der oberen Mittelschicht. Sie agieren tendenziell emotional ausweichend und scheuen sich nicht selten, langfristige Bindungen einzugehen. Doch warum ist dies so? Wie kommt es zu diesen anderen Bindungsmustern und wie lässt sich die tendenzielle Differenzierung der Geschlechterhabitus dabei erklären?

III. Emotionale Ungleichheiten oder: Warum Liebe weh tut

Eva Illouz betont immer wieder, dass ein unterschiedliches Verhalten der Geschlechter, sofern sich ein solches typisieren lässt, nichts mit Natur zu tun habe, sondern mit einer spezifischen Konstellation in unserer Gesellschaft, die die Ausprägung von differenzierten Geschlechterhabitus in heterosexuellen Beziehungen fördert.⁹ Dass es sehr viele Einzelindividuen gibt, die diesem Muster nicht entsprechen, sowohl auf Seiten der Männer als auch auf Seiten der Frauen, ist deshalb eigens hervorzuheben. Es geht nicht darum, Geschlechterklischees zu stabilisieren, sondern darum zu erklären, warum und inwiefern es bei bestimmten sozio-kulturellen Voraussetzungen selbst in einer individualisierten Gesellschaft, die die Gleichstellung der Geschlechter betont, regelmäßig zu emotionalen und strukturellen Ungleichheiten in der Mann-Frau-Beziehung kommt. Illouz möchte mithin jene gesellschaftlichen Kräfte verstehen, »die das emotional ausweichende Verhalten der Männer und die Folgen der sexuellen Freiheit prägen« (428). Sie konzentriert sich dabei bewusst auf die heterosexuelle Beziehung, weil sie davon ausgeht, dass ihre Analyse nicht in derselben Weise auf homosexuelle Beziehungen zutrifft.

9. Zum Geschlechterhabitus siehe *P. Bourdieu*, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt/M. 2005, und *Karle*, *Da ist nicht mehr Mann noch Frau*, 66 ff.

1. Die Karriere der Sexyness

Im 20. Jahrhundert werden Sexualität, Sexyness und physische Anziehungskraft in einer Weise betont, wie das vorher nicht der Fall war. Dass Sexualität und Sexyness derart an Bedeutung gewinnen, hat, so Illouz, mit der Konsumkultur zu tun, die das individuelle Begehren ins Zentrum stellt. Die enorme Aufwertung von Körperlichkeit, die parallel zur gleichzeitigen Abwertung von Körperlichkeit in der funktional differenzierten Gesellschaft läuft und diese zu kompensieren sucht,¹⁰ wirkt sich nicht nur in der Hochschätzung von Sport und Fitness, sondern auch in einer enormen Aufwertung von Sexualität aus. Waren Jane Austens Frauenfiguren gerade mal »ansehnlich« und betont Austen oft genug ihr durchschnittliches Erscheinungsbild, werden im 20. Jahrhundert das Aussehen und die Sexyness von Frauen und zunehmend auch von Männern zum entscheidenden Merkmal bei der Partnerwahl. Die Kosmetikindustrie, die Modeindustrie, die Diätindustrie, Filme, Werbung und Musik schaffen immer neue Möglichkeiten, den Körper zu propagieren, zu verändern und zu erotisieren. Ganz anders als im 19. Jahrhundert werden Frauen durch das Ideal der sexualisierten Schönheit »als triebhafte und sexuelle Akteurinnen in die Konsumkultur integriert« (86). Der Körper wird immer mehr zum sinnlichen Körper. »Die Konstruktion erotisierter Körper war somit eine der eindrucksvollsten Leistungen der Konsumkultur des frühen 20. Jahrhunderts. Die beiden Signifikanten Jugend und Schönheit verwandelten sich in Signifikanten von Erotik und Sexualität.« (86)

Sexuelle Attraktivität wird im Zuge dieser Entwicklung zu einer eigenen kulturellen Kategorie. Sexualität wird über empfängnisverhütende Mittel unabhängig von Fortpflanzung, Ehe und persönlicher Bindung und koppelt sich zunehmend von Moral ab. Durch die Psychoanalyse wird sie überdies »zum Zeichen und Schauplatz eines ›gesunden‹ Selbst. Eine Vielzahl von klinischen Psychologen und Beratern behauptete, ein gutes Sexalleben sei unabdingbar für das Wohlergehen. So geriet die Sexualität mitten ins Zentrum des Projekts, ein gutes Leben mit einem gesunden Selbst zu führen.« (89) So sehr nach der viktorianischen Zeit eine positive Würdigung von Sexualität zu begrüßen war, so deutlich ist zugleich, dass die sich abzeichnende Überbewertung von Sexualität und Sexyness wiederum dazu führte, negative Folgen der Sexualisierung auszublenden. Der Sexualforscher Gunter Schmidt weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich Menschen zunehmend unter Druck fühlen, möglichst viel Spaß beim Sex haben zu müssen und besonders sexuell kompetent zu sein. »Der neuen Freiheit, sexuelles Vergnügen um seiner selbst willen zu suchen, stehen ein gesteigerter Leistungs- und Profilierungsdruck, gar eine neue Ideologie der sexuellen Fitness und Selbstoptimierung entgegen.«¹¹ Überdies wurde das Phänomen »Asexualität« lange Zeit verkannt und zählen Asexuelle heute zu einer der Minderheiten, die wohl am wenigsten mit Akzeptanz rechnen können: Dass Menschen keinen Sex haben wollen, ohne schlechte Erfahrungen damit gemacht zu haben, dass sie trotzdem eine intensive Bindung mit einer anderen Person eingehen wollen, ist kaum verständlich zu machen und ruft nicht selten heftige Ag-

Vgl. dazu S. Lewandowski, Sexualität in Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse, Bielefeld 2004: »Der Körperverdrängung der modernen Gesellschaft entspricht eine Körperaufwertung.« (A. a. O., 148) Siehe dazu auch I. Karle, Sexualität in der Moderne. Gendertheoretische und sozioethische Perspektiven, in: ZEE 56, 2012, 264–278.

11. G. Schmidt/S. Matthiesen/A. Dekker/K. Starke, Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen, Wiesbaden 2006: 141.

gressionen hervor.¹² Asexualität wird bis heute weithin nicht als legitime eigene sexuelle Orientierung anerkannt. In der hedonistischen Gesellschaft gilt es als Affront, auf Sex fröhlich und ohne Leidensdruck zu verzichten.

In der späten Moderne ist Sexyness ein allgemeines Merkmal geworden, um eine attraktive Persönlichkeit zu beschreiben. Mittlerweile wird das Adjektiv »sexy« inflationär gebraucht, um die Attraktivität irgendeiner Sache zu indizieren – selbst auf Predigten wird es inzwischen angewandt.¹³ Auf dem Heiratsmarkt wird sexuelle Attraktivität zu einer eigenen Kategorie, zu einem eigenen Statussymbol neben Reichtum und Bildung. Sexualität wird zugleich aus dem ehelichen Rahmen gelöst und tendenziell zum Selbstzweck: Sexualität und Gefühle werden entkoppelt. Sven Lewandowski bestätigt diese Analyse von Illouz, insofern auch er davon ausgeht, dass Sexualität als ein von Liebe und Intimität unabhängiges, autonomes, selbstreferentielles System zu verstehen sei.¹⁴

Sexyness macht Anziehungskraft immer mehr zu einer visuellen Frage. Eine Konsequenz davon ist, »daß Sexyness durch die weite Verbreitung und Standardisierung der Bilder von Schönheit und Sex-Appeal eine zunehmende Uniformierung des physischen Aussehens und Erscheinungsbildes nach sich zieht.« (98) Eine andere Konsequenz ist die Entstehung sexueller Felder. »Damit sind soziale Arenen gemeint, in denen das sexuelle Begehren autonom und die sexuelle Konkurrenz allgemein geworden sind.« (106) Die These von Eva Illouz ist nun, »daß die Entstehung sexueller Felder neue Formen der männlichen Vorherrschaft über Frauen nach sich gezogen haben dürfte.« (107) Wie kommt Illouz zu dieser Behauptung?

Illouz geht davon aus, dass es für Männer immer noch tendenziell wichtiger ist als für Frauen, möglichst viele sexuelle Erlebnisse zu sammeln, um damit in Konkurrenz zu anderen Männern zu bestehen und ihren Wert auf dem Beziehungsmarkt steigern zu können. Frauen können dieses Verhalten zwar nachahmen, müssen dabei aber sehr viel eher als Männer damit rechnen, als »Schlampe« und damit negativ beurteilt zu werden. Die unterschiedlichen Geschlechtertugenden der Neuzeit wirken gerade in puncto Sexualität immer noch nach, vor allem im Bürgertum.¹⁵ Dass Sexualität als Statusmerkmal für Männer an Bedeutung gewonnen hat, liegt auch daran, dass die traditionellen Säulen der Männlichkeit – zu Hause, am Arbeitsplatz und in Männergesellschaften – zunehmend fragil geworden sind. Zu Hause gilt die Autorität von Männern nicht mehr uneingeschränkt, am Arbeitsplatz müssen sie nicht nur mit der Konkurrenz anderer Männer, sondern auch der von Frauen leben und die homosozialen Sphären in der Freizeitgestaltung und in Clubs verschwinden zunehmend. »Die männliche Unabhängigkeit, Autorität im Haushalt, und gegenseitige Solidarität wurden allesamt geschwächt. [...] Genau dieser Kontext ist es, in dem sich die Sexualität zu einem der wichtigsten Statusmerkmale für Männlichkeit entwickelte.« (141) Hinzu kommt, dass es für Männer heute sehr viel einfacher ist, sexuellen Zugang zu verschiedenen Frauen zu gewinnen, »ohne dafür bezahlen zu müssen, ohne sich eine moralische Mißbilligung von ihresgleichen zuzuziehen und

12. Vgl. *F. Hurst*, Keine Lust, nie, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/panorama/asexualitaet-wenn-menschen-keine-lust-auf-sex-haben-a-854038.html> (zuletzt abgerufen am 15.03.2013).

13. Vgl. *A. Rinn*, Spannend, sexy, aktuell?, in: *DtPfr* 113, 2013, 74–79: »Predigten sollen sexy sein« (a. a. O., 77).

14. Vgl. *Lewandowski*, Sexualität, 212 ff.

15. Vgl. *Karle*, Da ist nicht mehr Mann noch Frau, 72, und *C. Behnke/M. Meuser*, Geschlechterforschung und qualitative Methoden, Opladen 1990, 67 ff.

ohne zur Heirat gezwungen zu werden.« (142) Ein hedonistisches Leben mit sexueller Polygamie ist nicht mehr nur einer winzigen Gruppe von (adligen) Männern an der obersten Spitze der Gesellschaft vorbehalten, sondern für viele »ganz gewöhnliche« Männer möglich.

Doch selbst wenn sich hier mittlerweile eine vorsichtige Geschlechterangleichung abzeichnen und Frauen in puncto sexueller Freizügigkeit »nachholen« sollten: Entscheidend ist, dass auf dem Beziehungsmarkt – Illouz verwendet gezielt die Marktmetapher, da sie davon ausgeht, dass Sexyness hochgradig von der Konsumkultur beeinflusst, wenn nicht erst hervorgebracht wird – die Rollen von Angebot und Nachfrage unterschiedlich verteilt sind. Dabei ist auf der Seite der Männer Knappheit, auf der Seite der Frauen hingegen ein Überangebot zu verzeichnen. Das ist angesichts der relativ hälftigen Populationsverteilung von Männern und Frauen zunächst überraschend.

Die Gründe sind folgende: Zum einen ist der Fortpflanzungsdruck für Männer heute geringer als früher. Gehörte es früher zum Selbstverständnis eines Mannes, eine Familie zu gründen und zu versorgen, zählen heute in erster Linie psychologische Autonomie und wirtschaftlicher Erfolg. Frauen hingegen fällt weiterhin die Rolle zu, Kinder zu bekommen und vor allem auch bekommen zu wollen (vgl. 147). Zum andern stehen Frauen sehr viel stärker unter Zeitdruck als Männer: Während Männer in der Mitte ihres Lebens noch problemlos Väter werden können, tickt die biologische Uhr der Frauen. Dies wird auch allerorten kommuniziert. Die Partnerwahl findet deshalb für Frauen in einem begrenzten Zeitrahmen statt (vgl. 148). Überdies tendieren Frauen dazu, nur Männer als Partner für sich in Betracht zu ziehen, die auf gleichem oder höherem Bildungsniveau stehen. Durch die Emanzipation sind Frauen heute aber tendenziell besser gebildet als Männer und nicht selten auch beruflich sehr erfolgreich. Dadurch verringert sich der Pool ihrer Wahlmöglichkeiten. Männer haben umgekehrt keine Probleme, Frauen mit einem niedrigeren Einkommen oder niedrigerer Bildung zu wählen. Und sie haben keine Probleme, jüngere Frauen zu heiraten, während der umgekehrte Fall immer noch als auffällige Abweichung von der kulturellen Konvention wahrgenommen wird. Durch die traditionellen Skripte wird zugleich eine gewisse Asymmetrie und Rollenaufteilung in der Beziehung sichergestellt, vor allem wenn die Kinder kommen. Die Gründe für die Diskrepanzen auf dem Beziehungsmarkt liegen somit auf der Hand: Während Männer aus einem großen Pool wählen können, wird für Frauen, vor allem für Frauen, die über 30 Jahre alt sind, der Markt eng. Der Eindruck schwindender Optionen führt Frauen zu einer größeren Bereitschaft, sich früher und schneller zu binden, während bei Männern genau das Gegenteil passiert: Bei so vielen Optionen fällt es schwer, sich festzulegen und dauerhaft zu binden. Deshalb können Männer Frauen auf dem Beziehungsmarkt sexuell dominieren und haben Frauen umgekehrt das Problem, »zu sehr zu lieben«¹⁶.

16. Vgl. den Titel des Ratgeberbestsellers von R. Norwood/S. Hedinger, *Wenn Frauen zu sehr lieben: Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden*, Reinbek bei Hamburg 1991. Am Ende ihres Buches fasst Illouz die Gründe für die emotionale Ungleichheit zwischen Männern und Frauen so zusammen: »Der gesellschaftliche Status von Männern hängt heute wesentlich stärker von ihrem ökonomischen Erfolg ab als davon, Familie und Kinder zu haben; Männer sind nicht biologisch und kulturell durch die Fortpflanzung bestimmt, so daß sich ihre Suche über einen wesentlich längeren Zeitraum erstrecken kann; und schließlich setzen Männer Sexualität als Status ein: Weil die Normen der Sexyness Jugendlichkeit prämiieren und weil die Altersdiskriminierung Männern Vorteile

Die von Illouz beschriebene Dynamik wird in dem Focus-Artikel »Späte Genugtuung im goldenen Sex-Alter« von einem Mann auf witzig-ironische Weise bestätigt: Während er es als junger Mann sehr schwer hatte, attraktive Mädchen für sich zu begeistern und sich von Niederlage zu Niederlage kämpfte, verkehrte sich der Mangel seiner Jugendzeit ins Gegenteil, als er Mitte dreißig wurde. Während die in der Schulzeit unerreichbare Julia nun in die 30plus-Falle getappt und zutiefst unglücklicher Single sei, lebe er jetzt im Sex-Paradies: Ihm stehe plötzlich ein großes Reservoir an Möglichkeiten, sich sexuell zu verwirklichen, zur Verfügung.¹⁷

Frauen zeigen sich aufgrund dieser Ungleichheit von Angebot und Nachfrage emotional und sexuell leichter verfügbar und provozieren wiederum gerade so die Distanzierung der Männer, die mit Bindungsängsten und Vermeidungsstrategien auf das »Überangebot« reagieren. Denn: »Ein Übermaß macht es schwierig, Wert beizumessen. Knappheit hingegen ermöglicht eine rasche Wertzuschreibung.« (160) Insofern sorgt paradoxerweise gerade das Überangebot dafür, dass die Nachfrage abnimmt. Aus diesem Grund findet sich auch in den entsprechenden Ratgebern der Rat an Frauen, sie sollten sich, gerade wenn sie interessiert an einem Mann seien, nicht besonders interessiert zeigen und auf diese Weise Knappheit künstlich erzeugen, um ihren Marktwert zu steigern. Man begehrt das am meisten, das nicht leicht zu bekommen ist. Illouz hält diese Strategie allerdings für keine gute Lösung für Frauen, die sich Bindung wünschen. In jedem Fall zeigt ihre Analyse, wie es zu den neuen emotionalen Ungleichheiten in der Mann-Frau-Beziehung und damit zu einem erneuten Machtgefälle zwischen Männern und Frauen kommt, denn: »Derjenige, der mehr begehrt wird, hat mehr Macht.« (163)

2. Liebe unter Druck

Die große Vielfalt an Wahlmöglichkeiten führt dazu, dass es schwerer wird, sich für etwas oder jemanden verbindlich zu entscheiden und sich festzulegen. Der große Pool an möglichen interessanten Personen, der sich durch das Internet und die Kontaktbörsen nochmals immens vergrößert hat, untergräbt tendenziell die Fähigkeit, sich an eine Person zu binden und die »Suchfunktion« einzustellen. Denn eine Bindung einzugehen impliziert die Fähigkeit, den Prozess des Suchens zu beenden und bewusst auf mögliche »bessere Chancen« zu verzichten. Liebe heißt in gewissen Grenzen auch: Lieben wollen. Die vielen Optionen nötigen uns hingegen dazu, ständig nach weiteren Maximierungen und Optimierungen zu suchen. Waren Zielstrebigkeit und Entschlossenheit noch wesentliche Kernelemente der Männlichkeit des 19. Jahrhunderts, geraten beide Eigenschaften heute unter Druck. Versprechen sind zu einer Bürde für das Selbst geworden (vgl. 191), denn das »kulturelle Ideal der Selbstverwirklichung erfordert, daß die eigenen Optionen für immer offengehalten werden.« (189) Die Fähigkeit, Bindungen einzugehen, setzt überdies voraus, dass eine Person ein Gefühl dafür hat, wer sie selbst ist. Angesichts der vielfältigen Frag-

verschafft, ist die Auswahl, aus der Männer wählen können, wesentlich größer als die der Frauen.« (433)

17. Best of Playboy: Späte Genugtuung im goldenen Sex-Alter, abrufbar unter: http://www.focus.de/panorama/welt/best-of-playboy/menschen-und-stories/tid-29746/best-of-playboy-spaete-genugtuung-im-goldenen-sex-alter_aid_927978.html (zuletzt abgerufen am 15.03.2013).

mentierung und Dividuiierung des Individuums in die unterschiedlichsten Erwartungszusammenhänge und Einschätzungskontexte ist das Selbstgefühl oftmals unsicher: »Wer bin ich – und wenn ja wie viele«¹⁸? Hinzu kommt, dass das Individuum, dem in der funktional differenzierten Gesellschaft prinzipiell keine Grenzen gesetzt sind, sehr viel leichter enttäuschbar ist als eine Person in der stratifizierten Gesellschaft, die mit unverrückbaren Grenzen auf die Welt kam. Überdies führen uns Medien- und Filmwelt ständig ideale und aufregende Liebesbeziehungen mit attraktiven Partnern vor Augen, die die Ansprüche immer weiter nach oben treiben. Moderne Beziehungen operieren deshalb stets am Rande der Enttäuschung (vgl. 388): »Weitverbreitete Bilder der Liebe können zu dem Gedanken verleiten, daß anderen eine Liebe geglückt ist, die uns versagt blieb. [...] Die so ausgelöste Unzufriedenheit kann eine chronische Enttäuschung nähren.« (396)

Erstaunlicherweise vollzieht sich parallel zur medialen Idealisierung eine »Ökonomisierung« der Liebe, die dazu tendiert, auch die Liebe dem Zweck-Mittel-Denken zu unterwerfen. So werden die Ideale von Verzicht und Selbstaufgabe im Licht des Utilitarismus zu Anzeichen einer ungesunden Psyche: »In der neuen therapeutischen Kultur sind Selbstaufgabe und Selbstaufopferung höchst suspekt geworden, weil die Fähigkeit, die eigenen Interessen zu wahren, zum Synonym für geistige Gesundheit geworden ist.« (296) Es geht um Wohlbefinden und Glück – und damit darum, Leiden prinzipiell zu vermeiden. »Seine eigenen Interessen zu kennen und zu verteidigen, wurde zunehmend gleichbedeutend mit emotionaler Reife. Folglich paßte sich die Liebe immer mehr an den Begriff und die Praxis des Eigeninteresses an. Gut zu lieben heißt nun, seinen eigenen Interessen gemäß zu lieben.« (297)

Nun will die Feministin Illouz keinesfalls die Normen der Reziprozität, der Fairness und Gleichheit in Frage stellen. Dennoch weist sie hellsichtig auf die Paradoxien hin, die entstehen, wenn ein Paar anfängt, die Symmetrie einer Beziehung ständig zu evaluieren und das Ausmaß des Sich-Kümmerns akribisch zu messen und zu berechnen: Stimmt am Ende des Tages die Gesamtbilanz? Was sagt die Checkliste – haben sich beide gleich viel beteiligt? Wer investiert mehr Energie in die Beziehung? Werden die emotionalen Bedürfnisse beider Beteiligten adäquat artikuliert und befriedigt? Illouz zitiert als Beispiel eine Frau aus den Interviews ihrer empirischen Studie. Die Frau berichtet: »Mein Mann ist in vielerlei Hinsicht der ideale Ehemann, verantwortungsbewußt, attraktiv, ein toller Vater, aber er war mir gegenüber nie so warmherzig, wie ich das wollte. Während all dieser Jahre habe ich mir gesagt, daß ich nicht versuchen sollte, meine und seine Wärme, meine und seine Liebe zu vergleichen, aber am Ende schaffte ich es nicht mehr. Ich hatte alles, und doch gab er mir so viel weniger, als ich wollte, und schließlich verließ ich ihn.« (318) Aus der Sicht der zitierten Frau war die Symmetrie an einem Punkt nicht gegeben. Deshalb reichte sie die Scheidung ein.

Das Internet trägt zusätzlich dazu bei, die Rationalisierung der Liebe zu fördern. In den virtuellen Kontaktbörsen werden mögliche Partner nach bestimmten Kriterien gemessen, verglichen und mit einer formalen, systematischen Form von Rationalität, bei der andere Menschen nur noch als Bündel von Eigenschaften in den Blick kommen, bewertet.¹⁹ Die rationale Bewertung schwächt die positive Würdigung

18. Siehe den Buchtitel von D. Precht, *Wer bin ich – und wenn ja wie viele? Eine philosophische Reise*, München 2007.

19. Vgl. dazu den Artikel von D. Neufeld vom 02.04.2012: *it (wert 1 = = wert 2)*{, abrufbar unter:

über den Vergleich ab. Überdies kann das Verbalisieren von Gründen der Fähigkeit, eine intuitive Entscheidung zu treffen, abträglich sein. Die Beurteilung eines anderen Menschen stützt sich dabei lediglich auf eine Ansammlung von einzelnen Merkmalen, sie ist nicht »ganzheitlich« und körperbezogen. Illouz spricht von einer verbalen Überschattung, einem Übergewicht der Sprache; die Dimension der Körperlichkeit wird radikal unterschätzt (vgl. 415). Das am Nutzen orientierte Denken unterspült das romantische Begehren, das sich auf Intuition stützt und das Unausgesprochene zu schätzen weiß. Denn die Liebe »gehört zu jener Sphäre nichtnutzenorientierten Verhaltens, in der das Selbst sich nicht nur aufgibt, sondern das Risiko eingeht, sich zu verschwenden, verletzt zu werden.« (342)

IV. Plädoyer für die leidenschaftliche Liebe

Eva Illouzs Interesse ist es nicht, die asymmetrische viktorianische Liebe zu idealisieren oder gar gegenwärtige Liebesbeziehungen generell als unglücklich zu bewerten. Ihr Interesse ist es vielmehr, durch den historischen Vergleich darauf aufmerksam zu machen, wie stark die Art und Weise, wie wir fühlen und lieben, von kulturellen Kontexten, Normen und Dynamiken geprägt ist. Das heißt zugleich, dass unsere Liebes- und Gefühlsmuster nichts mit einer weiblichen oder männlichen Ontologie zu tun haben. Das wird vor allem an der dramatischen Verschiedenheit des Bildes von Männlichkeit im 19. Jahrhundert und der Gegenwart deutlich. Sie hat auch nichts mit einer emotionalen Ontologie zu tun. Das spätmoderne Liebesleid ist nicht individualpsychologisch-pathologisch, sondern soziologisch zu analysieren. Nicht die Frauen sind schuld, dass sie zu sehr lieben, es sind nicht ihre psychischen Defizite, die das Liebesleid provozieren. Mit Verve wendet sich Illouz gegen die »psychologische Selbstgestaltungsindustrie«, mit der Frauen bombardiert und befeuert werden, »permanent ihre sogenannten psychischen Mängel zu hinterfragen.« (427) Es sind auch nicht die Männer als »sexuelle Kapitalisten«²⁰ schuld daran, sondern eine bestimmte kulturelle Dynamik, die Frauen erneut in eine schwächere Position rückt und die es Männern umgekehrt schwer macht, beherzt langfristige Beziehungen einzugehen.

Die sexuelle Revolution ist deshalb einerseits im Blick auf die enormen Fortschritte, die sie auf dem Terrain der sexuellen Freiheit und Selbstbestimmung mit sich brachte, zu würdigen, aber andererseits auch realistisch im Blick auf die neuen Unfreiheiten und Abhängigkeiten, die mit ihr einhergehen, wahrzunehmen. Dazu gehört die emotionale Ungleichheit im Verhältnis der Geschlechter: »Unter den Bedingungen der Moderne verfügen Männer über eine weitaus größere sexuelle und emotionale Auswahl als Frauen, und es ist dieses Ungleichgewicht, das zu ihrer emotionalen Vorherrschaft führt.« (429) Überdies wird durch eine distanzierte, von Liebe abgekoppelte Sexualität die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich intensiv zu binden und damit intensiv zu lieben, beeinträchtigt.

<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-84631754.html> (zuletzt abgerufen am 15.03.2013). »Parship« hat einen Algorithmus entwickelt, mit dem die Persönlichkeit eines Partnersuchenden berechnet werden soll. Liebe wird damit mathematisch kalkulierbar.

20. »Sexuellen Kapitalisten« (109) dient eine möglichst große Anzahl von sexuellen Eroberungen als Quelle des Selbstwertgefühls. Vgl. 109f.

Man mag gegen Eva Illouz einwenden, dass der Duktus ihrer Analyse zu kulturpessimistisch ist und dass sie manchmal – gegen ihren eigenen Willen – zu nahe an Geschlechterklischees operiert. In einem Gespräch hat sie gegen Rückfragen dieser Art eingewandt, dass sie natürlich wisse, dass viele spätmoderne Partnerschaften (dauerhaft) glücklich seien. Ihr sei klar, dass es viele bindungsfähige und zur Hingabe bereite Männer gebe und umgekehrt viele Frauen, die aus der Ökonomisierung der Liebe Kapital schlagen und Männer verletzen. Auch in ihrem Buch findet sich die Hochschätzung moderner Liebesbeziehungen: »Gleichheit, Freiheit, die Suche nach sexueller Erfüllung, Menschen, die Fürsorglichkeit und Autonomie beweisen, ohne auf die Geschlechtszugehörigkeit zu achten – all dies ist Ausdruck der erfüllten Versprechen moderner Liebe und Intimität.« (426) Es ist auch nichts Neues, an der Liebe zu leiden. Der Liebeskummer ist ein uraltes Motiv der Weltliteratur. Doch in den modernen Schmerz sind neue soziale und kulturelle Erfahrungen eingelagert – und um dieses neue Leiden an der Liebe geht es Eva Illouz. »Eben weil wir zahlreiche Strategien entwickelt haben, um mit der Zerbrechlichkeit und Austauschbarkeit von Beziehungen umzugehen, rauben viele Aspekte der zeitgenössischen Kultur dem Selbst die Fähigkeit, sich auf die volle Erfahrung der Leidenschaft einzulassen und sie zu leben – sowie den Zweifeln und Unsicherheiten zu widerstehen, mit denen der Prozess des Liebens und sich Bindens einhergeht.« (428) Die Liebe tut insofern anders weh als früher. Das Hauptinteresse von Illouz ist es, über dieses neue Leiden an der Liebe aufzuklären, es dadurch zu lindern und gegen alle Ängste, sich festzulegen, zu tiefen und belastbaren Liebesbeziehungen zu ermutigen. Denn der Verlust der Leidenschaft und der Gefühlsintensität ist »ein kulturell gravierender Verlust.« (437) Die Abkühlung der Gefühle macht uns vielleicht weniger verletzlich, sie erschwert aber zugleich, »uns mit anderen in leidenschaftlichem Engagement zu verbinden.« (437) Leidenschaftliche Liebe ist ohne Schmerz nicht zu haben. Dieser Schmerz sollte uns nicht ängstigen, er ist vielmehr Indikator des Lebendigseins in einer widerständigen Welt (vgl. 437).

Für Illouz besteht das Ziel der Geschlechtergleichheit deshalb nicht »in gleicher Distanzierung, sondern in der gleichen Fähigkeit, starke und leidenschaftliche Gefühle zu empfinden.« (438) Die Fähigkeit, »auf eine Weise zu lieben, die das Selbst in seiner Gänze mobilisiert« (438), ist eine tiefe Bereicherung des Menschseins. Sich selbstvergessen auf eine Person einlassen zu können, ist eine sinnstiftende Erfahrung. Leidenschaftliche Liebe befreit von Ungewissheit und Unsicherheit und ist damit zugleich eine wesentliche Quelle für das Selbstverständnis. »Diese Art von Liebe strahlt vom Innersten unseres Selbst aus, mobilisiert unseren Willen« (438), sie »hilft der Charakterbildung und ist letztlich die einzige, die uns einen Kompaß an die Hand geben kann, um unser Leben zu leben. Der Zustand der Unentschlossenheit darüber, was wir lieben [...], verhindert [hingegen] leidenschaftliche Bindungen und verdunkelt letzten Endes für uns selbst, wer wir uns selbst und der Welt gegenüber sind.« (439)

Empirische Sexualforscher weisen darauf hin, dass sich die allermeisten Menschen – von der Jugend bis ins hohe Alter – nach wie vor nach monogamen Beziehungen sehnen und Sexualität deshalb in der Regel auch in eine Liebesbeziehung eingebettet sehen möchten. Dass diese Wünsche nicht immer der Realität entsprechen, liegt auf der Hand. Doch besonders unter Jugendlichen ist Treue ein wichtiger Wert. »Sexuelle Ausschließlichkeit ist für sie [die Jugendlichen] eher ein funktionaler, pragmatischer Wert: Untreue ist dysfunktional, weil sie in den Augen der Befragten den Ande-

ren verletzt, Unfrieden stiftet, Vertrauen zerstört und die Beziehung bedroht.«²¹ Die Tendenz zum Kulturpessimismus ist bei Eva Illouz insofern zu relativieren. Mit ihrem großen Engagement für mehr Leidenschaft und Hingabe und gegen die Oberpriorität des gesunden und schmerzfreien Lebens schließt sie allerdings, ohne es zu wissen, an biblische Grundüberzeugungen an. Nur wer sein Leben verliert, wird es gewinnen, so formuliert es die jesuanische Ethik (Mt 16,25). Generell ist die biblische Leitidee, unter der das Leben zu deuten ist, nicht die Idee des Mangels, sondern die geschenkte und schenkende Fülle, das Überströmende, Verschwenderische.²² Diese Haltung der Hingabe steht im Widerspruch zu einer Lebenshaltung, die aus Angst vor Leid auf ein (psychisches) Unberührt-Bleiben und damit letztlich auf Apathie abzielt. Lieben und leiden hängen eng miteinander zusammen. »Wer sich wirklich darauf einläßt einen Menschen zu lieben, wird an ihm leiden. [...] Die Erfahrung der Grenze, des Abbruchs, der Distanz läßt jede Liebe zur Quelle des Leidens werden. [...] Leidensfähigkeit ist ein Zeichen der Liebesfähigkeit und umgekehrt.«²³ Die Bejahung des Leidens ist deshalb Teil »der großen Liebe zum Leben überhaupt«²⁴.

Diese unmittelbaren Anschlüsse an Eva Illouz sollten die Theologie ermutigen, ihre Vorstellung von gelingender Liebe und von einer nicht warenförmigen Sexualität umsichtig und ohne moralisch belehrenden Ton in den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs einzubringen und sich nicht aus Angst, sich auf heikles Terrain zu begeben, daraus zu verabschieden.

V. Praktisch-theologische Perspektiven

Die Kirche und die christliche Tradition vertraten in puncto Liebe und Sexualität bekanntermaßen noch nie die »Avantgarde« und taten sich lange Zeit mit dem natürlichen Recht auf körperliche Freuden schwer.²⁵ Es ist insofern geboten, dass die evangelische Kirche Sexualität unabhängig von Generativität als Schöpfungsgabe würdigt und damit auch die unterschiedlichen Lebensformen, ob nun homo- oder hetero- oder transsexuell, in denen Sexualität in Achtung voreinander und in Liebe zueinander gelebt wird, voll und ganz akzeptiert und zu fördern sucht.²⁶ Das impliziert die völlige Gleichstellung der Homo-Ehe (und damit auch die kirchliche Trauung von Lesben und Schwulen), aber auch die Akzeptanz von nicht-ehelichen

21. S. *Matthisen/G. Schmidt*, Jugendschwangerschaften – kein Indikator für sexuelle Verwahrlosung. Sexualität und Beziehungen von 60 Teenagern, die ungewollt schwanger werden, in: M. Schetsche/R.-B. Schmidt (Hg.), *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*, Wiesbaden 2010, 119–143: 135. Vgl. dazu auch Schmidt u. a., *Spätmoderne Beziehungswelten*, 133.

22. Vgl. R. *Miggelbrink*, Können Christen von Glück reden? Theologische Überlegungen im Anschluss an eine Wiederentdeckung der Kategorie Lebensfülle, in: H. Bedford-Strohm (Hg.), *Glück-Seligkeit. Theologische Rede vom Glück in einer bedrohten Welt*, Neukirchen-Vluyn 2011, 90–100.

23. M. *Klessmann*, Pastoralpsychologische Reflexionen zur Leiblichkeit des Menschen, in: *Wort und Dienst, Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel*, NF 18, 1985, 289–305: 304 f.

24. D. *Sölle*, *Leiden*, Stuttgart/Zürich 1993: 135.

25. Vgl. dazu D. *Bonhoeffer*, *Ethik*, DBW 6, München 1992, 180. »Kommt [...] dem Leib eine Selbstzwecklichkeit zu, so gibt es ein Recht auf leibliche Freuden, ohne daß diese ohne weiteres einem höheren Zweck untergeordnet werden müßten. Es liegt im Wesen der Freude selbst, daß sie durch Zweckgedanken verdorben wird.« (Ebd.)

26. Vgl. dazu die Orientierungshilfe der EKD »Zwischen Autonomie und Angewiesenheit«.

Lebensgemeinschaften und Regenbogenfamilien. Da Jugendliche von einer sexuellen Verwahrlosung weit entfernt sind, wie wissenschaftliche Studien zeigen,²⁷ hat die evangelische Kirche allen Grund, auch dem eher experimentellen Charakter der Jugendsexualität mit Sympathie zu begegnen und mit Jugendlichen im Religions- und Konfirmandenunterricht offen über ihre Wünsche in puncto Liebe und Sexualität zu sprechen.

Die Kirche hat es in der Seelsorge und in Bildungsprozessen zugleich mit Menschen zu tun, die sich angesichts der großen Vielfalt der Möglichkeiten, Liebe und Sexualität in unserer Gesellschaft zu leben, mühsam zu orientieren versuchen, die enttäuscht und verunsichert nicht mehr weiter wissen und sich selbst womöglich für ein Beziehungsversagen anklagen, das seine Ursachen nicht in Defiziten der eigenen Psyche, sondern in überindividuellen Dynamiken hat. Hier kann die Analyse von Eva Illouz hilfreich sein. Sie dient der »soziologischen Aufklärung« und ermöglicht Distanz zu Erfahrungen und Gefühlen, die wir in der Regel als unser Ureigenstes betrachten und damit uns selbst zurechnen.

Schließlich sollte die Praktische Theologie nicht vor lauter Enthusiasmus über die Wiederentdeckung von Körperlichkeit und Sexualität dem kulturellen, vor allem von den Medien forcierten Trend der Überbewertung von Sexualität und Sexyness folgen, sondern die negativen Folgen der Sexualisierung realistisch in den Blick nehmen. Es ist für viele Menschen ein Problem, dass ihr Selbstwertgefühl nahezu unmittelbar mit sexueller Attraktivität und Sexyness gekoppelt ist. Dieses Problem ist im Kontext des gesamtgesellschaftlichen Imperativs zur Selbstoptimierung zu sehen, der es vielen nicht leicht macht, sich so zu akzeptieren, wie sie sind – auch wenn sie nicht aussehen wie Models oder Schauspieler. Zu denken ist an junge Frauen, die sich mit Hunger quälen, um ihre vermeintliche Idealfigur zu bekommen oder zu halten, aber auch an männliche Jugendliche, die keine sexuellen Kapitalisten sind und gerade deshalb nicht die Anerkennung finden, auf die sie hoffen.

Nicht zu unterschätzen sind im kirchlichen Kontext wiederum diejenigen, die – im Gegensatz zu den Tendenzen, die Illouz beschreibt – schon viel zu lange in einer Ehe leidend ausharren, weil sie ihr Treueversprechen vor dem Altar meinen nicht brechen zu dürfen. Die evangelische Kirche sollte vor diesem Hintergrund offensiver, als dies bislang der Fall ist, den Unterschied zum römisch-katholischen Eheverständnis deutlich zu machen suchen: Nach evangelischem Verständnis ist die Ehe kein Sakrament. Sie ist ein »weltlich Ding«. Das heißt: Sie kann scheitern. Das impliziert keine Kritik an der Trauformel »bis dass der Tod uns scheidet«. Die Trauformel wird ja gerade deshalb von denen, die sich für eine kirchliche Trauung entscheiden, geschätzt und gewählt, weil hier öffentlich und reziprok ein fester Wille zu dauerhafter Liebe und Treue bekundet wird und zwar im Vertrauen darauf, dass die Öffentlichkeit des Versprechens und die Bitte um den Segen Gottes selbst noch einmal eine stabilisierende Dynamik entfalten. Die grundsätzliche Bejahung von Leid und Schmerz in der Liebe und das Bekenntnis zu Treue bedeutet nicht, an unnötigem und selbstzerstörerischem

27. Vgl. dazu den Band von Schetsche/Schmidt (Hg.), *Sexuelle Verwahrlosung*. Michael Schetsche und Renate-Berenike Schmidt kommen zu dem Schluss, dass das jugendliche Sexualverhalten gegenwärtig »in hohem Maße in Liebe, Partnerschaft und sehr solide (bürgerliche) Moralstandards eingebunden« ist. »Das in der Öffentlichkeit gezeichnete Gegenbild ist aus wissenschaftlicher Sicht nichts weiter als ein Mythos.« (A. a. O., 14)

schem Leiden festzuhalten. Es gibt sinnloses Leiden, sinnlos, weil man keine Möglichkeit mehr sieht, konstruktive Perspektiven darüber hinaus zu entfalten.

Schließlich sollte die Analyse von Eva Illouz in einer von Nutzen-Kosten-Kalkülen geprägten Kultur Theologie und Kirche dazu ermutigen, Hingabe, Leidenschaft und intensive Gefühlsbindungen explizit wertzuschätzen und zu fördern. Sexualität ist auf Freiwilligkeit, Konsens, Gleichheit, aber auch auf Verlässlichkeit und emotionale Bindung angewiesen, wenn sie glücken soll. Altruismus ist als Lebenshaltung in Ver- ruf geraten. Die Formel »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« wird in Predigten fast nur noch im Hinblick auf das »wie dich selbst« ausgelegt – es geht dann oft eher um die Selbst- als um die Nächstenliebe. Natürlich kann Altruismus nicht auf Dauer gelebt werden. Wir alle sind auf reziproke Beziehungen angewiesen. Aber jede Liebe, diejenige zwischen Eltern und Kindern ohnehin, lebt davon, dass der eine oder die andere gelegentlich souverän auf die eigenen Interessen und Bedürfnisse verzichten kann, dass er oder sie verschwenderisch lieben kann und nicht ständig überlegt, wie viel er oder sie investiert hat und umgekehrt im Tausch dafür bekommt. Glück hat viel mit Selbstvergessenheit zu tun. Es erscheint mir deshalb elementar, dass die Theologie das existentielle Thema »Liebe und Sexualität« nicht nur den Sozialwissenschaften überlässt, sondern ihre eigenen Überlieferungen und Denkformen nutzt, um Substantielles dazu beizutragen. Ohne Hingabe und Leidenschaft, ohne Sensibilität und Verletzlichkeit können wir nicht lieben. Gerade sie machen die Sexualität zu einem kostbaren Geschenk.